

## Die Urwaldmutter

Von Courtney Ryley Cooper

Der Direktor des Zirkus schlief mit rollenden Augen abwesend auf den ziemlich betrübten dreieckigen Elefanten in seiner Nähe und auf den Brief, den er als Antwort auf sein an eine große amerikanische Menagerie gerichtetes Schreiben soeben erhalten hatte. „Eben die Gründe, die Sie anführen“, hieß es darin, „beruhten auf uns, Rom vor drei Jahren zu verkaufen. Für einen Zirkus ist eine Elefantenmutter mit ihrem Jungen noch immer eine besondere Anziehungskraft, bei uns aber bedeutet eine Niederkunft eine Störung für die ganze Herde. Im übrigen muß ich Ihnen gestehen, daß sich Rom auch hier bei solchen Gelegenheiten unangenehm benommen hat. Sie hat auch bei uns, mit einer einzigen Ausnahme, ihre Kinder sofort nach der Geburt getötet. Diese Ausnahme war ihr Erstgeborenes, das damals zur Welt kam, als unsere ganze Herde in die westlichen Wälder ausgebrochen war. Das Junge war schwächlich und ist bald eingegangen. Unsere Elefantenwärter behaupten, Rom's Niederkunft während der Flucht habe sie so sehr verbittert, daß sie sich damals zugeschworen habe, in der Gefangenschaft keine Nachkommen mehr aufzuziehen.“

Der Oberaufseher kam dazu. „Nun“, fragte er, „was sagen Sie in der Menagerie über unsere alte Rom?“

„Nichts, was wir nicht schon wissen. Rom hat auch dort ihre Jungen gleich nach der Geburt solange auf den Boden geschmissen, daß sie tot waren wie Steine.“

Der Oberaufseher zog betrübt an seiner Pfeife. „Das scheinen aber alle Elefantenmütter in der Gefangenschaft zu tun“, sagte er. „Offensichtlich denken sie sich, es sei nicht der Mühe wert, Kinder aufzuziehen, damit sie Zirkuselefanten werden.“

„Wir wollen es ein letztes Mal versuchen“, sagte der Direktor. „Man soll sie sofort ins Winterquartier verladen und doppelt anketten. Und das Kleine muß man ihr weggutschmen trachten, ehe sie es erfassen kann.“

Der Oberaufseher sah mitleidig auf die alte Rom. Ja, sie war eine gefallene Größe. Ebe sie als bössartig in Verzug kam, war sie die Königin aller in amerikanischen Zirkusstreifen bekannten Elefantenherden gewesen. Verschwand, begab, altblütig bei unbörgergebenen Zwischenfällen, mit der Klugheit ihrer sieben- und zwanzigjährigen Zirkuserfahrung war sie eine wahre Hilde und für jeden Zirkus ein Glücksfall gewesen. Bis plötzlich eine Schraube in ihrem Kopfe locker geworden zu sein schien. Kam ein Kleines zur Welt, so packte sie, kaum daß sie den ersten Blick darauf geworfen, das zitternde Wesen mit dem Rüssel und schlenderte es mit aller Macht gegen den Zementboden. Nicht einmal, sondern minutenlang. Und war dann endlich der Spröckling tot, warf sie ihn durch das Fenster in den Hof des Winterquartiers. Nachher litt sie sichlich an Gemütsdepressionen.

Die alte Rom war traurig. Sie wußte ganz genau, daß etwas nicht mit rechten Din-

gen zuging. Warum lag ihr Kind, kaum daß es geboren war, tot und unkenntlich vor ihr, während ihr Herz so sehnsüchtig nach einem kleinen, grunzenden, quidenden Elefantenbaby verlangte? Sie erinnerte sich nur ein einziges Mal, Mutterglück empfunden zu haben. Als das erste gekommen war. Sie hatte es ordentlich geschüttelt und es hatte gelebt. Warum waren die anderen beim Schütteln gestorben? Sie verstand es nicht, sie selbst war sicher nicht schuld daran. Jetzt sollte wieder eins kommen, würde es ihr erhalten bleiben?

Man führte Rom ins Winterquartier. Eiserne Stöcke waren dort in den Zementboden eingerammt und eiserne Ringe an ihnen angebracht. In diese Ringe wurde sie mit eisernen Ketten an allen vier Beinen gefesselt. Und neben jedem Bein saß ein Wärter, rauchte seine Pfeife und sah sie von Zeit zu Zeit forschend an. Denn das letztemal hatte sich Rom bei der gleichen Gelegenheit nicht sehr gemüht benommen. Als man sie hindern wollte, ihr Zunge auf die Erde zu werfen, hatte sie sich mit ganzer Kraft dagegen gewehrt, war samt dem Jungen in den nahen Wald ausgerissen, und erst der Feuerweh war es gelungen, sie wieder einzufangen. Aber sie hatte ihr Werk am Neugeborenen bereits vollbracht.

Die alte Rom saß nun in ihrem Käfig und dachte an vergangene Zeiten. Das Matt hatte sich unglaublich gewendet. Wie hatte man ihr einst den Hof gemacht. Sie war die Anführerin der Herde gewesen. Der Direktor, der Stallmeister, alle hatten nur liebevolle Worte für sie gehabt. Keiner von den anderen Elefanten hatte je gewagt, an ihr Heu zu rühren, man kannte ihre Kraft. Sie hatte die Reihe zu füh-

## Den Freunden

Seit damals ich die Heimat hab verlassen  
Scheint mir das Dasein ohne Zweck und Sinn  
Die müden Glieder schleppe ich durch die Gassen  
Das fremde Leben such ich zu erfassen  
Und weiß doch, daß ich schrecklich einsam bin.

Es hat so mancher längst sich drein gefunden  
Und wartet frohgemut auf bessere Zeit  
Mein schmuckloses Herz will nicht gefunden  
Ich denke nachts in qualend wachen Stunden  
An Deutschland und der Freunde tiefes Leid.

Wie lange sie in Kerkern schon gefessen  
Den braunen Senken ausgeliefert sind  
Der Gram nun sie will mir das Herz zerfessen  
Ich kann nicht eine Stunde nur vergessen  
Wie leer und nutzlos mir der Tag verrinnt.

Es ist so bitter wenig, Kameraden,  
Was uns hier draußen möglich ist zu tun,  
Ich fühle manchmal mich wie schuldbeladen  
Es reißt mich fort zu fähnen Helvestaten  
Und bin so hilflos! Alle Hände ruhn . . .

M a c s.

ren. Kam ein Elefant bei der Vorführung aus der Reihe, so brauchte sie nur den Rüssel zu heben und er wußte, wo sein Platz war. Nicht, daß eine andere Königin an ihre Stelle getreten wäre. Beiß, die nächste, war kein besonderes Geisteskind. Aber immerhin, Beiß stand jezt, da Rom als gefährlich anerkannt war, an der Spitze der Reihe, und ihr, nicht Rom, machten nun die anderen alles nach. Freilich, der Stallmeister wußte schon den Unterschied in der Arbeit bei ihr und bei Beiß. Und früher einmal, vor langer Zeit, da hatte Rom ganz allein einen Zug von Arbeitselefanten zum Bauplatz und wieder zurück geführt, hatte alle mit ihrem Rüssel zur Arbeit angeleitet, hatte sie alle in Zucht und Ordnung gehalten. Wie tief war sie gesunken. Nun war sie ein Herdenelefant wie die anderen. Eine Zeit unglücklicher Heimführung war über sie gekommen.

Rom war in einem geschlossenen Wagen untergebracht. Nur eine kleine Ventilation war oben auf jeder Seite. Und es war sehr heiß. Sie züchte unmutig. Als der Wagen zu rollen begann, kam wenigstens ein frischer Luftzug hinein. „Wir müssen vorsichtig sein“, hörte sie draußen sagen, „hier ist der böse Elefant drin.“ Die Tür wurde zu einem ganz kleinen Spalt geöffnet, jemand arbeitete an dem Verschluss. Rom steckte den Rüssel durch die Spalte, bewegte den schweren Kopf, die Spalte wurde weiter und bald stand die Türe offen. Rom sah sich auf dem Frachtenbahnhof einer kleinen amerikanischen Station. Sie trat aus dem Waggons ihres Gefängnisses. Die Gegend war ihr gänzlich unbekannt. Kein Stall war zu sehen, kein Wärter, und die Menschen liefen wild bei ihrem Anblick davon. Das war ungewöhnlich und verdächtig. Aber es waren immerhin Menschen, und wenn sie sich auch in den letzten Jahren unter ihnen nicht sehr glücklich gefühlt hatte, sie waren keine Feinde. Rom wollte von ihrer Plattform zu ihnen hin. Da hoben sie auseinander, aus einem oberen Fenster kam ein krachender Schall, von Rauch begleitet, und Rom hatte ein Gefühl, als ob tausend Bienen sie in der Platte gestochen hätten. Sie blieb stehen und hob den Rüssel, und dann peitschte sie mit ihm den Boden, daß eine Wolke von Staub aufstieg. Sie fühlte deutlich, hier war man ihr nicht gut, und wandte sich langsam, diesen unangenehmen Ort zu verlassen. Hinter ihr hallte das Schießen noch zweimal nach. Sie ging ruhig weiter, brach durch einige Bäume, hatte bald die unfreundliche Stadt eine Meile hinter sich und blieb erst stehen, als sie ungewohnt weichen Boden fühlte. Dickhäuter lieben feiten Grund unter ihren Füßen. Rom begann vorsichtig zu prüfen. Aber da kam ihr von der anderen Seite wieder eine Menge Menschen entgegen. Sie trompetete ein freundliches Grüßen, doch begann wieder ein allgemeines Schießen, eine Angel streifte ihre Haut und fiel ab wie von einer Wand. Da wurde sie nervös. Zementboden oder nicht, Einigkeit war einem ganzen Ring von Feinden immer noch vorzuziehen. Ein

Bald lag vor ihr, sie stürzte hinein. Aber bald war sie in tiefen Schlamm geraten; sie steckte bis an die Schultern darin und brauchte ihre ganze Kraft, um wieder höheren Boden zu gewinnen. Sie hatte von allem genug und nur noch den einen Wunsch, wieder im Zirkus zu sein, und stieß einen trompetenden Hilferuf aus. Aber plötzlich, sie verstand sich selber nicht, hörte ihr Weibchens gegen den sinkenden Morast auf. Immer tiefer und tiefer wühlte sie sich hinein. Verschwommene Visionen stiegen in ihr auf, die festzuhalten sie sich vergebens bemühte. Erst nach Stunden teilten sich die Nebel ferner Erinnerungen, und mitten im Schlamm stieß die alte Rom ein zufriedenes Grinsen aus. Der Sumpf hatte ihr Gedächtnis aufgeschlossen. Dinge, die sie erlebt hatte, lange ehe sie einen Zirkus kannte, standen hell vor ihr. weit hinein nach Indien reichten die Bilder, zurück zu jenen Tagen, da sie selbst noch jung war und die anderer ihrer Art sie hineingeführt hatten in den Schlamm, wo kein Mensch sich in ihre Leiden drängte. Sie gab von Zeit zu Zeit ein längst vergessenes Signal des Urwaldes, das sie schon ein halbes Jahrhundert nicht gehört hatte. Es kam keine Antwort. Da mischte sich mit dem neu ertöndenen Insinkt das Bewußtsein, daß sie sich verirrt habe. Sie suchte wieder trockenen Grund und trottete stundenlang, bis sie Richter blinzelte sah. Die Stadt! Der Zirkus! Sie blickte zögernd zurück und rannte dann der Richtung der Heimat zu. Man hätte glauben können, sie fürchte etwas zu veräumen.

Aber in der Umgebung des Zirkus war es finster. Alle verfügbaren Männer waren auf zwanzig Meilen in der Runde auf der Suche nach dem weggelaufenen Elefanten. Die alte Rom kannte gut ihren Weg; sie kam bis zu den Ställen, wo der freudige Ausruf des Nachwächters sie empfing. Als sie eingelassen worden war, ging sie direkt auf Wesh zu. Der Wärter wollte sie auf ihren eigenen Platz führen; sie schien Widerstand zu tun zu haben, ließ sich nicht füttern und blieb ihm eine Antwort ins Gesicht, daß er schreiend einen zweiten Wärter herbeirief: „Die alte Rom ist zurückgekommen, aber sie scheint jetzt völlig verirrt zu sein.“ Rom schlug auf Wesh los und auch auf zwei andere Elefanten, die aber offenbar nicht die Absicht hatten, sich in ihrer Ruhe stören zu lassen. Nun hieß ihnen Rom in der bekannten Art den Rüssel um die Augen und Ohren. Das wirkte und stellte den alten Gehorsam wieder her. Man fühlte sich wieder im Banne der alten Königin. Rom schwang den Rüssel und stieß Wesh mit dem Kopf aus dem Stall. Während die beiden weißhaarigen Wärter erschrocken am Telefon um Hilfe schrien, liefen die vier Elefantenweibchen, vom Rom geführt, ins Freie. Sie führte sie in den Sumpf und trieb sie trotz allen Widerstandes immer tiefer hinein. Der Zirkusstrosch, der ihnen nachgelaufen war, verlor dort ihre Spur; man glaubte, die Elefanten wären im Morast untergegangen.

Einige Tage darauf wurde der Direktor verständigt, man hätte die Elefanten jenseits des Sumpfes gesehen. Man näherte sich vorsichtig der angegebenen Stelle. Dort standen im Schlamm die vier Elefantenweibchen, anscheinend in eine ernsthafte Sache verwickelt. Sie standen, je zwei einander gegenüber, ungefähr sechs Fuß von einander entfernt und warfen sich in etwa hundert Kilogramm schweres, sich krümmendes Bündel gegenseitig zu. Inzwischen waren sie es auch in den Schlamm, um es sehr schnell wieder herauszuheben. Die alte Rom schien zu kommandieren. Dieses Spiel hörte nur für kurze Zeit auf, wenn Rom das Bündel forschend betrachtete, ehe es wieder zu den anderen hinüberflog.

„Es ist Rom's Kleines“, schrie der Oberaufseher. „Es ist wohl soeben auf die Welt gekommen und sie spielen mit dem armen kleinen Trottelchen Ball.“

„Was, kleines Trottelchen!“ schraubte der Zirkusdirektor. „Die ganz großen Trottel, das waren wir, allen voran ich. Warum ist es uns nicht eingefallen, daß man das Blut der Elefantenkinder ebenso in Zirkulation bringen muß, wie bei den neugeborenen Menschenkindern? Wir haben der armen Rom einen Zementboden zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt!“

Wie bringt man die Elefanten wieder aus diesem Morast heraus, begann man sich dann zu fragen. „Wir brauchen sie nicht herauszubrin-

gen“, entschied der Oberaufseher. „War die alte Rom klug genug, sie herzubringen, so wird sie auch klug genug sein, sie wieder heimzuführen. Wir stellen einfach einen Wagen in die Nähe, und werden warten.“

Man wartete zwei Wochen. Nach dieser Zeit kam die alte Rom mit ihrem haarigen schwarzen Zungen und ihren drei Gefährtinnen an den Rand des Sumpfes in die Nähe menschlicher Behausungen. Die Plakate für den Zirkus waren bereits neu gedruckt. In großen Lettern prangte es:

„Die alte Rom, die größte lebende Elefantenkönigin . . . und ihr neugeborenes Junges!“

## Darf der Film die Wahrheit zeigen?

### Bemerkungen zu dem Chicagoer Streikfilm

Der Paramount-Filmstreifen von dem Zusammenstoß der Polizei und der streikenden Arbeiter der Republic Steel Corporation in Chicago wird ebenso sehr in die Filmgeschichte eingehen wie in die der hohen Politik. Diese Wirkung ist die Folge eines Versehens: im allgemeinen werden, und zwar nicht nur in USA, Tatsachenberichte der Wochenzeitschriften, bevor man sie der Öffentlichkeit zeigt, sehr sorgfältig geleset und zurechtgeschnitten. In der Tat geht es darum, mancherlei Rücksichten zu nehmen. Es könnte sein, daß der filmische Bericht einer Denkmalsinweihung in einem fernem Lande den die Rede haltenden Souverän oder Präsidenten dieses Reiches in einer etwas komischen Haltung zeigt — also fort damit, bevor die betreffende Gesandtschaft in die Lage kommt, zu protestieren.

Man wird sich auch entsinnen, daß die Aufnahmen von der Coronation (der englischen Krönungsfeier), obwohl diese sich doch in voller Öffentlichkeit abspielte und gar nichts geschah, was den Augen der Bevölkerung hätte verborgen bleiben sollen, einer sehr minutiösen Zensur unterworfen wurden, an der sogar der Erzbischof von Canterbury teilnahm. Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß sich in den Geheimbüchern sowohl mancher großer Filmateliers in Berlin, Paris, London und Hollywood wie auch in den betreffenden Abteilungen der Kriegsministerien noch Hunderttausende von Filmmetern befinden, auf denen die Geschehnisse des Weltkrieges festgehalten worden sind.

Von all dem weiß das große Publikum nichts, nur ahnt es mit durchaus richtigem Instinkt, daß die Zelluloidstreifen, die niemals gezeigt werden, zweifellos die interessantesten und aufschlußreichsten sind, die man im Kino zu sehen bekommen könnte. Gerade diese Tatsache hat der Vorfall mit dem Chicagoer Streikfilm, der wesentlich in die reguläre Wochenzeitschau kam, unwiderleglich bewiesen. Und es ruht jetzt nichts mehr, daß die Paramount, erschreckt über die tiefe psychologische Wirkung dieser paar Meter, die weiteren Vorführungen in USA stoppte: einige Hunderttausend hatten ihn doch schon gesehen, und in England, Frankreich und anderen Ländern sehen sich zur Zeit Millionen diesen Streikbericht an.

Das ganze ist symptomatisch für unsere gegenwärtige Kultur, auf die wir im allgemeinen so stolz sind. Der Wert der Erfindung des Films und vor allem seiner Ausnutzung liegt nämlich keineswegs in der Fabrizierung mehr oder weniger gelungener Dramen, Lustspiele und sonstiger Auffis- und Starproduktionen, sondern in der Tatsache, daß die Kamera in

der Lage ist, Geschehnisse so aufzunehmen und für die Zukunft festzuhalten, wie sie sich in der Wirklichkeit abspielen. Gewiß, für bestimmte technische, medizinische, überhaupt rein wissenschaftliche Zwecke erfüllt der Film seine Aufgabe in dieser Form, zumal die Technik der Zeitlupenaufnahme wirklich Ergebnisse zutage fördert, die man sonst niemals bekommen hätte.

Aber soweit der Film Geschehnisse des Tages aufnimmt, die auch nur in dem geringsten Zusammenhang mit Politik oder wirtschaftlichen und eingebildeten Staatsinteressen zusammenhängen, ist und bleibt er einer Vormundschaft unterworfen, die das Wirken der Kamera fast illusorisch macht.

Der Film könnte eine viel bessere Zeitung sein als das bestgemachte Blatt der Welt, zumal seitdem er töndert ist. Eine Ahnung davon bekommt man gerade bei den Wochenzeitschriften, die wir zu sehen bekommen. Aber es bleibt eben bei der Ahnung, denn nicht nur viel unterrichtender, sondern zweifellos auch objektiver richtiger wäre vieles, was mit Rücksicht auf die verschiedenen Interessen vorher gestrichen oder verkürzt worden ist. Aber eben in dem Maße, wie die von der Leinwand heruntergeschimmernde und auf das Publikum einwirkende Zeitung ungleich eindrucksvoller ist als das bedruckte Blatt, verschärft sich die Zensur: während es immerhin noch eine ganze Reihe von Ländern auf der Welt gibt, wo die Presse in keiner Weise beschränkt ist, existiert kein Land ohne Filmzensur. Das hat auch seine Ursache in der Internationalität des Filmes, man versteht ihn überall, und die Augen und Ohren der Menschen sind gleich, auch wenn sie verschieden reagieren mögen.

Die Tragödie des Filmes besteht darin, fortschrittlicher zu sein als die Menschen, die ihn erfunden haben: die Kamaramänner während des Krieges, die unter Lebensgefahr einen Sturmangriff aufgenommen haben — viele sind gefallen, in der Hand noch die Kurbel haltend — könnten der Menschheit von heute zeigen, wie der Krieg wirklich war. Aber das gerade ist es, was nicht gezeigt werden soll, es genügt, wenn es Kriegsfilme gibt, die in den Ateliers von Hollywood und anderswo gestellt wurden. Die Wahrheit ist nur für die Archive oder höchstens für die Fachleute.

Man kann deshalb sicher sein, daß sich eine solche „Panne“ wie die öffentliche Vorführung des Streikfilms von Chicago so leicht nicht noch einmal ereignen kann. Man wird, vor allem in USA, nun doppelt vorsichtig sein. Es genügt, wenn das Publikum weiß, daß bei einer Schlächt zwischen Streikenden und Polizei rote und weiße vom Plakate getragen wurden. Wer

zuerst angefangen hat zu schreiben, Polizei oder Arbeiter, ist nicht so wichtig, vielmehr hängt das von der jeweiligen Einstellung des Betreffenden ab. Die objektive Wahrheit aber gehört in den Safe. Armer Film! . . . S. P.

## Das Lied von der Rache

Man lese das folgende Gedicht, von dem — um den Leser aufs Höchste zu spannen — nur ausgesagt wird, daß es keine Parodie ist.

### Das Lied von der Rache

Melodie: Am Rhein, am Rhein . . .  
Heran, heran zum wilden Juristentage  
Noch lebt und glüht der Molch  
Drauf Brüder, drauf mit Büchse, Schwert und  
Lanze

Drauf, drauf mit Gift und Dolch.  
Was Völkertrotz? — Was sich der Nacht  
verpfändet,

Ist reife Höllenfaat.  
Wo ist das Recht, das nicht der Hund geschändet,  
Mit Mord und mit Verrat?

Sticht Blut mit Blut, Was Waffen trägt,  
schlägt nieder!

's ist alles Schurkenblut.  
Denk unsres Schwurs, denk der verratenen  
Brüder

Und sauft euch satt in Blut!  
Und wenn sie winfelnd auf den Knien liegen  
Und zitternd Gnade schreien  
Lagt nicht des Mitleids feige Stimme siegen!  
Stoht ohn' Erbarmen drein! . . .

O, welche Luft, wenn an dem Lanzenkopfe  
Ein Schurkenherz zerbebt  
Und das Gehirn aus dem gespaltnen Kopfe  
Am blut'gen Schwerte klebt . . .

Dann brennt sie an (die Leichen) und streut  
es in die Lüfte

Was nicht die Flamme fraß,  
Damit kein Grab das deutsche Land vergifte  
Mit überheimschem Haß!

Es ist keine Parodie, aber — und dies wird noch mehr verblüffen — es ist auch weder ein Wanderlied der SA, noch das Machwerk eines Geisteskranken, zitiert aus einem Werk über Sabismus. Man kann sich über keinerlei politische Entwidlung wundern, wenn man hört, daß diese Verse von einem Klaffiter stammen (in den allermeisten Ausgaben fehlend, was immerhin anzuerkennen ist), der noch vor einigen Jahrzehnten über Kleist gestellt wurde (schon Hebbel rügt dies), Vorbild deutschen Heldennutes, deutscher Treue und Sinnigkeit (siehe „die Toni aus Wien“) — kurz, von Theodor Körner aus Dresden. Es ist mit Sicherheit zu sagen, daß es in der Weltgeschichte kein Gedicht gibt, das in so grauenhafter Weise Roheit und Dilettantismus vereint. Damit verglichen ist der Freiermord des Obyses (etwa 2600 Jahre vor Körner) eine Idylle, sind die menschenfreundlichen Gefänge der Friederike Kempner bisjünger. Was mag der unglückliche und edle Vater Theodor Körners empfunden haben in seinem humanen und humanistischen Herzen, als er diese grauslichen Ergüsse seines Heidenjohnes las!

Das war vor mehr als hundert Jahren, wird man einwenden und inzwischen hat sich manches verändert. Aber wir sind überzeugt, daß zwei Drittel der Herzen unter den bräunlichen Hemden höher zu schlagen beginnen, wenn sie vom „zerbeibten Schurkenherzen am Lanzenkopfe“ oder „Stoht ohn' Erbarmen drein“ lesen, zu schweigen vom „überheimschen Haß“, für das sie — mutatis mutandis — einjüdische Brut sehen können. S. E.

# Mein Ritter

Ein Vorortfriedhof barg für mich besondere Reize. Als ich diesen Friedhof kennenlernte, wurde dort kein Loter mehr beerdigt. Er diente nur den Luftwandlern und Küggängern, die in den sonnendurchfluteten Alleen ihre letzten Lebensjahre in frischer Luft atmeten, und jungen Liebespaaren, die unter den Schatten der Baumgruppen ihre Jugend berschwärmten, oder auch Sentimentalen, die dort ihre Traumstätte hatten. Auch ich verbrachte als junges Mädchen dort viele Stunden mit meinen geliebten Büchern. Da ich alles las, was mir in die Hände kam, hätte diese Literatur einer strengeren Prüfung kaum standgehalten. Aber, ob die Bücher besser oder schlechter waren, ich lernte doch aus ihnen. Denn ich verlor nie ganz die Urteilssähigkeit und wußte instinktiv, was gut und was schlecht war. Immer nahm ich mir die ethischen und hochgemuten Gestalten zum Vorbild, wenn sie auch nur meiner Phantasie entspringen mochten. Kengstlich hüttete ich mich vor jedem als nicht schön empfundenen Worte, selbst auf die Gefahr hin, in meinen Kreisen als hochmütig oder eingebildet bezeichnet zu werden. Aber das geschah mir nur bei jenen Männern, die Frauen gering zu schätzen pflagten und in jeder nur das Vergnügungsobjekt sahen.

Auf diesem Friedhof stand fast am Ende eine Trauerweide. Unter ihren Zweigen eine kleine Bank, ohne jede Bequemlichkeit. Sie hatte keine Lehne, aber was störte mich das! Unter den dichten Zweigen konnte ich ungestört und fast unbemerkt lesen, soviel und solange ich wollte. Vieles, was ich dort in meinen Mädchenjahren las, ist mir heute noch lebendig in Erinnerung. Romane, Gedichte, Gesichtswerte, alles, was ich erlangen konnte und oft aus weiten Entfernungen leichtweise holte. Dort lernte ich L e n a u s schönes Gedicht „Anna“ kennen. Ich konnte damals noch keine Ahnung haben, wieviel ich einst mit dem Problem, das es behandelte, in meiner politischen Stellung zu tun haben werde. Drehte sich doch der Inhalt um die Fruchtbarkeitsregel, ohne daß ich das Wort schon kannte oder von der Sache selbst etwas wußte. Ein hübschönes, von der eigenen Schönheit hoch entzücktes Mädchen ließ sich schon vor der Heirat von einer Geze vor der Empfangnis schützen. Die Geze redete ihr ein, nur ohne Kinder werde sie ihre Schönheit behalten. Als sie dann „Ritter Erichs“ Gattin wurde, brachte sie ihn um sein Vaterglück. Sieben Kinder hätten sie geboren, die in sieben Kornkörnern in einer Mühle schon vernichtet waren, ehe sie sie geboren hatte. Als Mann und Frau einmal in der Nacht von einer Tauffeierlichkeit nach Hause ritten, sah der Ritter im Mondenschein, daß seine Frau keinen Schatten warf. Dies war das Zeichen, daß sie eine Verwuchte war und er verurteilte sie, wie das bei Rittern wahrscheinlich so üblich war. Er tat den Schwur, „so wenig als aus der Diele seines Schlafzimmers je frische Rosen blühen werden, so wenig werde er ihr verzeihen.“ Aber eines Tages, als Anna schon lange herumirrte, kam sie zu einer Waldkapelle und sah vor dem Altar die Schemen ihrer ungeborenen Kinder am Altar vorüberwandeln, die vorwurfsvoll nach ihr blickten. Als an diesem Tage der Ritter seine Augen öffnete, sah er frische Rosen aus der Diele sprießen. Aber Anna fand er nur mehr als Leiche vor seiner Tür. Meine Phantasie wurde durch solche Dinge sehr angeregt und ganz aus der mir vorgezeichneten Bahn des Denkens getworfen. Arbeit,

nur Arbeit sollte mein Sinnen sein, aber was hatten diese Dinge mit Arbeit zu tun?

Noch eines anderen Gedichtes, das großen Eindruck auf mich machte, gedenke ich. Ich weiß nicht, wie der Autor hieß, denn meine Bildung reichte damals noch nicht so weit, mich um die Personen zu kümmern, die die schönen Dinge, die mich entzückten, schrieben oder erdachten.

In einem Roman, den ich in einer Zeitschrift las, feierte eine junge Frau ihren Geburtstag. Der Gatte gratulierte ihr und sprach von seiner namenlosen Liebe. Tadelnd sagte die junge Frau: „Du sollst nicht übertreiben!“ Darauf fand sie am nächsten Morgen aus ihrem Frühstückstisch ein Gedicht, das so lautete:

„Ich hab' Dich namenlos geliebt,  
Was schaust Du mich verwundert an,  
Und warum fragst Du schier betriibt,  
Wiefo ich dieses Wort erkant?  
Weil lieben schon so herrlich sei,  
Daß es des Beiworts nicht bedürfe?  
Es sei, als ob man in den Mai  
Noch mit gemachten Blüten wirfle!  
Doch gib die Hand und hör' wie mir die  
Worte kamen:

Als mir Dein Bild ins Herz gebrannt,  
Da wußt ich längst nicht Deinen Namen,  
Nicht wo Dein Haus und wo die Deinen  
Und niemand, der mir Kunde gab.  
Bill Dir das Wort so recht erkennen?  
Ich hab' Dich namenlos geliebt.“

Mit derselben Begeisterung las ich die mir zufällig in die Hand gekommene Gedichtsammlung von Freiligrath; die Zeilen:

„Ich war, ich bin, ich werde sein. Voran  
den Völkern will ich gehen, austreten den gewalt'gen Arm will ich, daß er die Welt erlöst!“

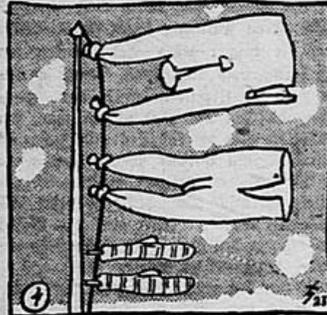
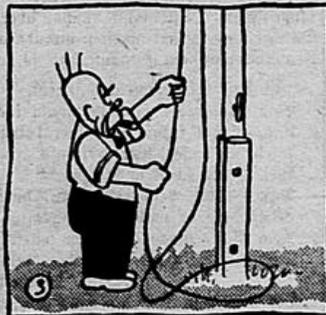
Daneben las ich hundertheftige Romane, die ich in einem Vortadantiquariat auslieh oder billig kaufte. Während des Lesens strickte ich 24 Paar Strümpfe für meine „Ausstattung“. Was wissen die reichen Leute vom Darben armer Mädchen, die sich ein hübsches Schönheit und ein hübsches Wissen erkaufen und dafür gar oft das Mittagessen entbehren oder erst durch düsterstes Gestrüpp dahingelangen?

Aber all diese Freuden, die ich durch meine Lektüre am Friedhof genoß, waren nicht das Eigentliche, was für mich den Wert dieses Friedhofes bedeutete. Oben rechts stand ziemlich allein die Statue eines Jünglings in Ritterrüstung. Das Bistier war herabgelassen und zeigte ein wunderschönes Mannesantlitz, das ein Lächeln verklärte. Zu seinen Füßen lehnte das Schild, auf welchem Geburts- und Sterbesjahr eingraviert waren. Nur 24 Jahre war er geworden, dem meine Anbetung galt. Zu Allerheiligen suchte ich jahrelang sein Grab auf, nie sah ich dort jemand, ich kniete nieder, betete und zündete ihm ein Wachskerzchen an. Kein Blumensträußchen, nichts wurde ihm gewidmet. Er schien allein auf der Welt gewesen zu sein. Später, als ich schon Kinder hatte und Witwe war, außerdem eine bekannte Rednerin, wurde ich einmal eingeladen, die Werkstätte eines Bildhauers zu besuchen, um meinen Kopf modellieren zu lassen. Als ich in einer Pause in der Werkstätte herumspazierte, alles betrachtend, da fand ich unter allem Gerümpel auch meinen Ritter. Der Friedhof war aufgelassen und in einen Park verwandelt worden. Da mußte auch mein Ritter den Platz räumen, um dem jungen Volke Platz zu machen.

Adelheid P o p p.



Copyright P. L. B. Ben & Copenhagen



Adamson hat grosse Wäsche

## Sieg der Vernunft

Erst wenn des Menschen kühner Schöpfergeist sich sinnvoll schaffend der Vernunft vermählt, und so der Menschheit, die in Leid sich quält, ein Himmelreich des Erdenglücks verleiht, dann erst erfüllt die Menschheit ihre Sendung.

Und von der Höhe sittlicher Bollung wird der Kultur die Frieden's Fahne wehen —

ih'r Sinnbild wird die Völker ehern binden und wird der Welt als frohe Botenschaft künden: des wahren Menschentums ewiges Erbe'n. Fig.

## Der Ahnherr

Vor neunzehn Jahrhunderten, im Jahre 87 nach Christi Geburt ward er geboren. Seine Mutter war eine Itenkelin des ersten römischen Kaisers Augustus, deren Bruder Caligula gerade auf dem damals üblichen Wege des Mordes die Herrschaft antrat. Sein Vater hieß Gaius Domitius Ahenobarbus, das Kind wurde Lucius Dimiltius genannt, später bekam es den Namen Nero. Denn seine Mama Agrippina verstand es nicht nur, seinen Vater, sondern binnen Jahresfrist auch noch einen zweiten Mann zu beerben — beide starben durch Gift — und als dritten den Kaiser Claudius zu heiraten, den sie vorher durch ein intrigantisch herbeigeführtes Todesurteil gegen seine Gemahlin Messalina zum Witwer gemacht hatte. Claudius mußte den kleinen Ahenobarbus adoptieren, er wurde Nero und Thronfolger.

Um der blutigen Geschichte jener ersten furchtbaren Tyrannen der Vergangenheit ihr Recht werden zu lassen, sei sie zünde berichtet.

Als Nero 12 Jahre alt ist, wird seine Mutter Kaiserin. Den Kronprinzen, Sohn ihrer Vorgängerin, läßt sie ermorden. Den Kaiser, ihren Mann, im Jahre 54 vergiftet. Als Nero Kaiser wird, beseitigt er seine Frau Oktavia, seine Stiefstochter Antonia, zuletzt die Stiefmutter aller Bösen, die eigene Mutter Agrippina, durch Mord, ebenfalls sterben sämtliche Minister des früheren Kaisers sowie die Berater seiner Mutter, darunter der Philosoph Seneca.

So fängt die Regierung des Nihilisten aller blutigen Tyrannen an, der vor 1900 Jahren geboren wurde. Sie endete, wie sie begann: im Mord. Nach 14 Jahren, seltsame Zahl, im Jahre 68, erheben sich seine eigenen Leibgarde wider ihn, er muß demselben Befehle gehorchen, mittels dessen er seine Gegner erlöbte, dem Befehle zum Selbstmord. In diesen 14 Jahren gab es nach einem Brande Roms, dem man seiner Anstiftung zuschrieb, die furchtbaren Christenverfolgungen, deren Einzelheiten absolut an Vorgänge der heutigen Zeit in Konzentrationslagern und KZ-Gefängnissen erinnern. In dieser Zeit aber wurden auch neue goldene Regierungspaläste in Rom errichtet, um die Herrschaft Neros auf 1000 Jahre hin zu verewigen.

Nero ließ sich als einen großen Künstler feiern, den größten Künstler seines Reiches. Er liebte es, Reden zu halten, in denen er seine besonderen künstlerischen Befähigungen unter Beweis stellte. Er neigte indessen nicht zu Architektur, sondern zur Dichtkunst. In einer vor kurzem erschienenen deutschen Biographie Neros von Arthur Weigall wird erklärt: „Da die hervorragendsten Biographen seines Lebens dem Patrizierum angehörten, wurde späteren Generationen ein außerordentlich ungünstiges Charakterbild von ihm überliefert.“ Die Tradition der römischen Konservativen nämlich habe Nero durch seine öffentliche Betätigung als Künstler

„in den Tot getreten“. In Wahrheit war Nero ein braver Mann . . .

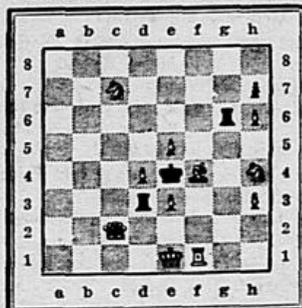
Sein Tod entspricht genau dem Bilde, das 1934 vom Tode eines deutschen Bräuterräuberführers (Höhm) der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde. Aber die Schenfligkeit des krankhaftgrößtenwahnsinnigen Verbrechens auf dem Thron spotet jeden Vergleiches. Sie ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Und sie hat Nachahmung gefunden bis auf den heutigen Tag.

## Schach ins Volk

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 348.  
Von Emil Plesnivý. Prag.  
(Sachový list.)

Schwarz: Ke4, Td3, g6, Bh7 (4)



Weiß: Ke1, Dc2, Tf1, Lf4, Sc7, h4, Bd4, e3, e5, h3, b6. (11)  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszusatz zu Nr. 345: Td8-d4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Topper Franz, Karlsbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Jarschel Rudolf, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Habl Erwin, Tyle Vladimír, Hofeld Otto, Schindler Robert, Lohmüller Hans, Chimiak Theo, Freundl Anton, sämtliche Nesteritz; Berger Josef, Klein-Augezd; Heřmann Fritz und Nausch Franz, Teplitz; Walter Ludwig, Steinwita Hans, König Anton, sämtliche Kwitkau; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modlan; Bretschneider Otto, Drakowa.

Partie Nr. 136.

Gespiel im Betriebsturnier der Giganten in Dnəpropetrowsk (USSR).  
Französisch.

Weiß: Volk. Schwarz: Bykrejev.

- |            |   |
|------------|---|
| 1. e2-e4   | e7-e6   |
| 2. d2-d4   | d7-d5   |
| 3. e4-e5   | c7-c5   |
| 4. Sc1-f3  | Sb8-c6  |
| 5. d4xc5   | Lf8xc5  |
| 6. Lf1-d3  | Sg8-e7  |
| 7. Le1-f4! | Ein Bauernopfer, welches Weiß praktisch eine Chance bietet. |
| 7. . . .   | Df8-b6  |
| 8. 0-0     | Db6xb7  |
| 9. Sd1-d3  | 0-0?  |

Ein Fehler. Es sollte Sc7-g6 gesehen, aber auch dann hätte Weiß einen schönen Angriff.

- |             |        |
|-------------|--------|
| 10. Sd2-b3! | Db2-a3 |
| 11. Lf4xb7! | Ke8xb7 |
| 12. Sf3-g5! | Kh7-e6 |
| 13. Dd1-d3! | Sc7-f5 |

Oder f7-f5 mit nachfolgendem Dh3 und undeckbares Matt.

14. Dd3-h3

Wenn Sb6 so g2-g4 mit undeckbarem Matt.  
15. Dh3xh8

16. g2-g4! und Schwarz zibt auf.

Eine kleine Geistesprobe aus einem Betrieb, in dem, wie überall in der USSR, das Schachspiel auf breiter Grundlage aufgebaut ist.